

Alten Karl-May-Kennern dürfte er wohl noch bestens bekannt sein, dieser treue Begleiter des Kara Ben Nemsî im Orient: Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah. Weil der etwas klein war, hatte er immer dann, wenn er nicht ernst genommen wurde, voll Überzeugung seinen ganzen Namen genannt, um so dem Gegenüber durch die Aufzählung der Väter auf seine besondere Bedeutung aufmerksam zu machen. Denn nach altem, orientalischen Denken wird die Bedeutung eines Menschen durch seine Väter bestimmt.

Diese Besonderheit orientalischen Denkens lenkt jetzt den Blick auf ein etwas ungewöhnliches Detail unseres heutigen Evangeliums. Nachdem die Nazarener zunächst voll begeistert sind von der Verkündigung Jesu, kippt die Stimmung schlagartig, als seine Person in den Vordergrund gerät. „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria und der Bruder des Jakobus, Joses, Judas und Simon? Leben nicht seine Schwestern hier unter uns?“ (V 3)

Doch warum lässt der Evangelist hier einfach den Vater Josef weg? Selbst dann, wenn der inzwischen gestorben wäre, so müsste es immer noch heißen: Sohn des Josef. Doch dieser Josef fehlt hier völlig. Stattdessen findet sich die eigentlich unerhörte Bezeichnung: „Sohn der Maria“. Gerade im orientalisch Bereich ist das eine Beleidigung und damit für den Leser des Evangeliums ein kaum zu übersehender Hinweis.

Genau damit lenkt der Evangelist die Aufmerksamkeit auf die entscheidende Frage: Wer ist dieser Jesus?

Wenn ihm jemand begegnet, dann ist er einfach ein ganz normaler, etwa 30 Jahre alter Mann, mehr nicht. Für die Nazarener ist es dann noch etwas konkreter: Er ist der, den sie alle von Kindesbeinen an bestens kennen, der von seinem Vater das Bauhandwerk gelernt hat, der aber in Clinch liegt mit seiner Familie (siehe 3,20f), weil er sich wohl von ihnen losgelöst und sich so seinen familiären Pflichten entzogen hat. Genau das ist es, was man sieht, was man von ihm weiß und kennt.

Doch nun gibt es eine radikale Veränderung. Und das ist nicht einfach nur eine neue, bisher ungewohnte Seite an ihm, das ist auch keine überraschende Persönlichkeitsentwicklung, die sein Umfeld eben verkraften müsste. Nein, hier geht es um etwas vollkommen anderes: In dieser ganz normalen, sichtbaren Person des Jesus von Nazareth spricht, handelt und wirkt Gott höchstpersönlich. Und das hat er nicht von seinem Vater Josef. Das hat er von Gott. Gott ist sein Vater. Er ist der Sohn Gottes.

Das mag für uns heute eine Selbstverständlichkeit sein, wir kennen das ja gar nicht anders. Aber für die Leute damals, vor allem für die Nazarener, war das ein Schock. Und den steckt niemand so einfach weg.

Der Evangelist bezeichnet diese Reaktion der Nazarener damals als Unglaube: „Und er wunderte sich über ihren Unglauben.“ (V 6) Das bedeutet: Genau diese Weigerung, in der Person Jesu den eigentlich Handelnden wahrzunehmen, nämlich Gott als sein Vater, genau diese Weigerung bedeutet hier Unglauben. Tatsächlich ist genau dies hier eine Schlüsselstelle. Denn mit der Anerkennung der Tatsache, dass Jesus der Sohn Gottes ist, dass in der sichtbaren Person Jesu Gott selber spricht und handelt, damit steht oder fällt der ganze Glaube.

Dafür liefern uns die Nazarener ein eindrückliches Beispiel. Denn gerade weil von der Anerkennung dieser Grundtatsache alles andere abhängt, kann Jesus in Nazareth nichts tun: „Und er konnte dort keine Machttat tun.“ (V 5)

Als Gegenprobe dazu kann das Evangelium des vergangenen Sonntags hinzugezogen werden; denn dort konnte Jesus Machttaten tun. Aber in beiden Fällen geht dabei genau diese Anerkennung der Gottessohnschaft Jesu voraus. Vom Synagogenvorsteher Jairus heißt es dort: „Als er Jesu sah, fiel er ihm zu Füßen.“ (5,22); von der Frau, die das Gewand Jesus berührt hat, heißt es: „... sie fiel vor ihm nieder ...“ (5,33). Einen Juden ist es nicht erlaubt (Ex 20,5), vor irgendjemanden auf die Knie zu fallen, außer vor Gott. Deshalb ist dieser Kniefall eine klares Bekenntnis für die Göttlichkeit Jesu.

In der Person Jesu tatsächlich Gott zu erkennen, ist eine Frage, die bereits in den Anfängen der Kirche sehr umstritten war, darum wurde intensiv gerungen. In der Liturgie sind deshalb bis heute eine ganze Reihe von Zeichen der Verehrung in Gebrauch, die keinen anderen Grund haben als genau den: sichtbar zu machen und damit ganz bewusst daran zu erinnern, dass wir hier Gott selber begegnen.

Sicher erfolgen solche Zeichen im Laufe der Zeit oft auch gedankenlos, weil sie sich als Gewohnheit festgesetzt haben. Wenn sie allerdings einfach weggelassen, oder sogar absichtlich verweigert werden, dann stellt sich schon die Frage, ob es dann wirklich noch um Gottesbegegnung geht, ob Christus in der Eucharistie eben nur noch symbolisch und nur eingebildet, oder ob er real gegenwärtig ist. Und dann finden wir uns blitzschnell in Nazareth wieder.

Doch Vorsicht: Solche sichtbaren Zeichen können auch sehr schnell zu einer Lüge werden. Denn echt und ehrlich sind sie erst dann, wenn sie durch den konkreten Lebensvollzug abdeckt sind. Das bedeutet konkret: Gott allein gehört mein Leben, und sonst niemandem. Ihm gehört auch alles, was ich habe, und das ohne Ausnahme. Weil ich sein Eigentum bin, bestimmt er allein über mich. Er spielt in allen meinen Entscheidungen die ausschlaggebende Rolle. Er ist allein Gott.

Dort, wo wir den Mut haben zu dieser für den Glauben so unverzichtbaren Grundentscheidung, dort passiert jetzt noch etwas anderes: Jetzt kann Gott nämlich auch durch uns ganz konkret wirksam werden.

Das sieht man auch uns äußerlich nicht an. Aber er wirkt.